

Predigt am Sonntag Exaudi
über Römer 8,26-30
Pfr. Dr. Daniel Wanke

Römer 8,26-30

In gleicher Weise aber nimmt sich der Geist unserer Schwachheit an; denn wir wissen nicht, was wir eigentlich beten sollen; der Geist selber jedoch tritt für uns ein mit wortlosen Seufzern.

Er aber, der die Herzen erforscht, er weiß, was das Sinnen des Geistes ist, weil er dem Willen Gottes gemäß für die Heiligen eintritt.

Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten dient, ihnen, die nach seiner freien Entscheidung berufen sind.

Die er aber zuvor erwählt hat, die hat er auch im Voraus dazu bestimmt, nach dem Bild seines Sohnes gestaltet zu werden, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern.

Die er im Voraus bestimmt hat, die hat er auch berufen. Und die er berufen hat, die hat er auch gerecht gesprochen. Die er aber gerecht gesprochen hat, denen hat er auch die Herrlichkeit verliehen.

1) Zwischenzeiten

Wer ab und zu Sport guckt, kennt das mit den Zwischenzeiten. In der Regel von Rennen, die über eine Distanz zwischen einer Minute oder auch einem Tag gehen. Die Zwischenzeit sagt Dir, wie Du unterwegs bist. Ob Dir der Sieg winkt oder ob Du noch zulegen musst, damit das noch etwas wird; damit sich die ganzen Mühen und Plagen des Trainings und der Wettkampfstress gelohnt haben und hoffentlich auszahlen; damit Du im Ziel dort ankommst, wohin Du Dich am Start gewünscht hattest.

Zwischenzeiten ziehen eine seltsame Bilanz. Sie können dokumentieren, dass eigentlich schon alles zu spät und schon verloren ist, ja, dass Dich nicht einmal mehr ein Wunder zum Sieg führen wird. Sie können Dich aber auch anspornen, weil sie die Hoffnung nähren, dass am Ende der Triumph wartet. Die Zwischenzeit als Psycho-Doping zwischendurch.

Was wir hier bei Paulus lesen, ist auch so etwas wie eine Zwischenzeit. Startschuss: Ostern.

Zielflagge: Gottes Herrlichkeit, die Erlösung, das ewige Leben.

Dazwischen liegt, um im sportlichen Bild zu bleiben, ein Marathon, ein zweifacher, genauer gesagt. Der Marathon meiner eigenen, ganz persönlichen Glaubensstrecke. Und der Marathon der Kirche, die Summe aus den Marathons aller Glaubenden.

Was uns mit praktisch allen Menschen, an die Paulus schreibt, und auch mit praktisch allen Christenmenschen der letzten zwei Jahrtausende verbindet: Wir haben den eigentlichen Start gar nicht selbst miterlebt; wir haben den Osterchristus nicht mit eigenen Augen gesehen. Wir sind sozusagen zwischendurch ins Rennen eingestiegen im Vertrauen darauf, dass uns die wenigen Augenzeugen keinen Bären aufgebunden haben. Ein Staffellauf der ganz besonderen Art.

Und: Niemand kennt wirklich das Ziel. Es ist nicht so da wie dieses Band am Ende eines Marathons oder wie die schwarzweiß karierte Fahne beim Autorennen. Gottes Herrlichkeit, die endgültige Erlösung und heilende Vollendung dieser in Schmerzen liegenden Welt, sie liegt unsichtbar vor uns.

Und dazwischen also wir, unterwegs auf einer Strecke, von der nicht klar ist, wie lang sie ist und wie sie im Detail aussieht und wo ich selbst und wir alle miteinander eigentlich gerade stehen.

Paulus hat seine Zeilen ungefähr 20 Jahre nach Ostern geschrieben. Und er rechnete damit, dass das Ende aller Zeiten nicht mehr lang auf sich warten lassen würde. Er hatte also den Startpunkt noch einigermaßen im Blick und das unsichtbare Ziel ziemlich nahe vor dem inneren Hoffnungsauge.

2000 Jahre später kann sich das anders anfühlen. Wir befinden uns irgendwo auf dieser Zeitleiste. Und die Tatsache, dass immer mehr Menschen um uns herum beschließen, dass dieser Marathon entweder zu mühsam ist oder nicht zum Ziel führen wird oder beides, wirkt nicht unbedingt motivations- und konditionsfördernd.

Aber: Das war wohl auch schon im Jahre 56 nach Christus, als Paulus nach Rom schrieb, nicht viel anders.

„Die ganze Schöpfung“, heißt es ein paar Verse vorher, „die ganze Schöpfung wartet doch sehnsüchtig darauf, dass Gott die Herrlichkeit seiner Kinder offenbart. Die ganze Schöpfung seufzt und stöhnt vor Schmerz wie in Geburtswehen – bis heute. Und nicht nur sie: Uns geht es genauso! Denn wir warten ebenso darauf, dass Gott uns endgültig als seine Kinder annimmt.“ Bei den langwierigen Geburten meiner drei Kinder war ich ängstlicher Augenzeuge. Ich habe keine Vorstellung von den gesammelten Schmerzen, die meine Frau durchlitten hat. Aber eine Vorstellung davon, dass ein Mensch kurz vor dem Ziel bereit sein kann aufzugeben, weil die Zwischenzeit zu lang und zu mühsam geworden und deshalb keine Kraft mehr da ist, egal, welches Wunder des Lebens am Ende der Mühsal zur Welt kommen könnte, diese Vorstellung habe ich dann doch bekommen.

2) Kraftakt

Nun gibt es zwischen den eingangs beschriebenen Sportveranstaltungen und dem Marathon meines christlichen Glaubens einen erheblichen Unterschied. Mein Glaube lebt von der Verheißung, dass ich auf jeden Fall gewinnen werde. Und nicht ich allein, sondern alle, die sich auf diesen Weg des Glaubens gemacht haben.

Es gibt deshalb auch keine Gegner im landläufigen Sinne. Wenn es so etwas wie Gegner gibt, dann sind das die Geduldsproben, die Zweifel, die Anfechtungen, die Wehen, die Momente der endlosen Ferne des unsichtbaren Gottes.

Alles das also, was gerne als Beweis dient, um die gesamte christliche Sportveranstaltung im besten Fall als vergebliche Liebesmüh, im schlimmsten Fall als größte Dummheit aller Zeiten zu entlarven und die Verheißung Gottes als das berühmte Blaue, das vom Himmel heruntergelogen wird.

Alles das also, was mehr oder weniger schnell dazu führen kann, dass ich bei einer der Zwischenzeiten aussteige. Und davon gibt es eine ganze Menge.

Alles etwa, was die berühmte Warum-Frage provoziert. Warum Gott das zulässt. Warum Gott nicht eingreift. Warum es ausgerechnet mich erwischt hat und nicht die anderen, die es doch viel mehr verdient hätten.

Alles, schlichtweg alles hängt bei diesem Dauerlauf des Glaubens, bei diesem Dauerlauf aller Dauerläufe, an der Verbindung. Alles hängt an der unsichtbaren, unbeweisbaren Verbindung zwischen geglaubtem Anfang und erhofftem Ende. Alles hängt daran, dass ich bei den enttäuschendsten und entmutigendsten Zwischenzeiten spüre, dass es sich doch noch lohnt, weiterzumachen.

Was mich nachdenklich stimmt und zugleich beeindruckt: Paulus macht keinen Hehl draus. Unsicherheit, Schwäche, Leere, Durststrecken, Kraft- und Wortlosigkeit, Verzweifeln und Verzagen im Blick auf Gott: All das gehört dazu. „Wir wissen nicht, was wir eigentlich beten sollen“, schreibt Paulus. Eigentlich hätte ich mit diesem Satz meine Predigt am letzten Sonntag Rogate beginnen und beenden können.

Und das ist eine gute Nachricht: Ich muss gar nicht immer stark sein. Ich muss mich nicht immer in Topform befinden und bei jeder nur möglichen Zwischenzeitmessung meines Glaubens in Führung liegen oder mich anfeuern, damit ich den Rückstand noch irgendwie aufhole.

Wenn ich schwach bin, dann ist das so. Wenn ich zweifle, dann geschieht das. Wenn ich nur

noch beten kann: „Hilf meinem Unglauben“, dann hängt mir bei Kilometer 2494 vermutlich mit gutem Grund die Zunge raus, für den ich mich nicht entschuldigen muss.

All das gehört dazu. Diese Momente, wo ich als Glaubenswurm nichts tun kann. Nichts mehr tun kann, als warten. Nur da sein, und mich dem ausliefern, was geschieht.

Es ist ein wenig so wie bei diesem Engel, den Paul Klee 1939 im Jahr vor seinem Tod gemalt hat. 1933 war er von den Nazis als „entarteter Künstler“ diffamiert und von seiner Professur in Düsseldorf entfernt worden. Sein Schweizer Exil gewährte ihm bis zu seinem Tod die Einbürgerung nicht. Und einige Jahre schon litt er an einer unheilbaren Hautkrankheit.

„Engel, noch tastend“ heißt das Bild. Ein Engel, der nicht wirklich zu sehen scheint, tastet sich aus finstern Grund unsicher nach vorne und nach oben. Ob er Halt finden wird, ist unklar. Aber es scheint eine unsichtbare Verbindung zu geben zwischen seiner Wirklichkeit und dem guten Ort, nach dem er sich ausstreckt. Sein Gesicht wirkt sanft getröstet, es trägt die Züge von Hoffnung, weil da eine Kraft wirksam zu sein scheint, die ihn nicht im Dunkel verweilen und verkommen lässt, sondern ihn ganz vorsichtig in Bewegung setzt.

Gottes Geist nimmt sich unserer Schwachheit an. Gottes Geist tritt für uns ein mit wortlosen Seufzern. Gottes Geist tritt für die Heiligen ein.

Diese Momente, wo ich zwischenzeitlich still stehe und nicht weiterkann oder weiterwill, diese Momente umfängt mitleidend, geduldig und unendlich sanft Gottes Geist. Was für ein Evangelium!

Es sind Momente des stockenden Atmens. Momente eines schier endlos langsamen Kraftschöpfens und Mich-Wieder-Aufrichtens. Ausgerechnet in diesen Momenten, an diesen Karsamstagen meines Lebens, hält Gott Verbindung mit mir. Und irgendwann, wenn es an der Zeit ist, fange ich an zu suchen. Ich fange an zu tasten, zu hoffen, zu glauben. Und irgendwann kommt dann, mit Gottes Hilfe und zu seiner Zeit, ein nächster zaghafter, kleiner Schritt.

Ich wage ihn, weil ich gewiss bin: Diesen Schritt ist Christus vor mir gegangen. Auf Gott zu. Ins Land der Lebendigen.

Friede sei mit Euch.

Amen.